

## GEGENSTÄNDE DER SPRACHKRITIK: WÖRTER – WORTE – DAS WORT

von Jochen A. Bär

### Vorbemerkungen

Die Frage, welche Rolle die Wortkritik für die Sprachgemeinschaft spielt, ist für die deutsche Sprachgemeinschaft ausschließlich hinsichtlich der Gegenwart bzw. jüngsten Vergangenheit ansatzweise zu beantworten. Eine 1997 durchgeführte repräsentative Umfrage des Instituts für Deutsche Sprache hat ergeben, dass »man derzeit in Deutschland bei etwas mehr als der Hälfte (56,5 %) der erwachsenen deutschsprachigen Bevölkerung mit geringem Interesse oder gar Desinteresse an sprachlichen Fragen zu rechnen [hat]« (Stickel 1999, S. 21). Da die Umfrage jedoch speziell auf die Einstellung der Sprachgemeinschaft zur Entwicklung der deutschen Gegenwartsprache, zur regionalen Varianz, zum sprachlichen Ost-West-Verhältnis sowie zum Verhältnis des Deutschen zu anderen Sprachen abzielte, ist man bei der Frage, was die 43,5 % an Sprache Interessierten zum Gegenstandsbereich Wort zu sagen haben, auf Hilfskonstruktionen angewiesen.

Den intensivsten und kontinuierlichsten Kontakt zur sprachinteressierten Bevölkerung von allen in Deutschland wissenschaftlich mit Sprache befassten Institutionen hat ohne Zweifel die Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) in Wiesbaden. In den 54 Jahren seit ihrer Gründung

(1947) hat der GfdS-Sprachberatungsdienst nahezu 30000 schriftliche und etliche zigtausend telefonische Auskünfte erteilt. Das thematische Spektrum umfasst dabei sämtliche Bereiche der historischen wie der gegenwartsbezogenen Sprachwissenschaft, von der Systemlinguistik und Sprachstatistik bis hin zur Pragma- und Soziolinguistik. Zwar ist eine Gleichsetzung der 43,5 %, die sich 1997 als sprachinteressiert bezeichneten, mit der Klientel des GfdS-Sprachberatungsdienstes sicher nicht ohne weiteres möglich. Dennoch wird davon auszugehen sein, dass letztere zu diesen 43,5 % gehören (genauer: dass sie aufgrund ihrer aktiven Beschäftigung mit Sprachthemen sozusagen die wahrnehmbare Spitze des Eisbergs sind), so dass von ihren sprachlichen Interessen zumindest teilweise auf die der gesamten Gruppe rückgeschlossen werden kann.

Eine wissenschaftliche Auswertung der GfdS-Sprachberatungstätigkeit ist erst in Ansätzen, und zwar besonders für die schriftliche Sprachberatung im Jahrzehnt von 1985 bis 1994 geleistet (Wiechers 1996). Da jedoch davon ausgegangen werden kann, dass sich die Interessen der Anfragenden im Laufe der Zeit nur sehr geringfügig verändert haben, wird es möglich sein, die für das genannte Jahrzehnt vorliegenden Untersuchungsergebnisse cum grano salis zu verallgemeinern und als gültig für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts anzusetzen.

Insgesamt vier Interessenbereiche lassen sich unterscheiden (Wiechers 1996, S. 40): Auskünfte werden erbeten zum Lexikon (41 %), zum sprachlichen Regelwerk (24 %), zu Eigennamen (23 %) sowie zu Literaturhinweisen und Sachfragen (12 %). Hinsichtlich des Gegenstandsbereichs Lexikon unterscheidet Wiechers (ebd., S. 52 f.) sechs verschiedene Unterkategorien: Fragen zum Wortschatz im engeren Sinne (zu Etymologie, Varietäten, Onomasiologie usw.: 49 %), zur Semantik (9 %), zur Idiomatik (7 %), zur Stilistik (7 %), zur Pragmatik (3 %) und zur Wortkritik (25 %).

Die wenigen hier zusammengestellten Zahlen zeigen: Etwas mehr als zwei Fünftel der Bevölkerung haben Interesse an sprachlichen Themen. Dieses Interesse richtet sich zu etwas mehr als zwei Fünfteln auf Fragen des Wortschatzes, und zwar zu wiederum einem Viertel in kritischer Weise. Anders formuliert: Wortkritik macht – bei aller Vorsicht, mit der solche Zahlen zu interpretieren sind – ungefähr ein Zehntel aller Beschäftigung mit Sprache aus.

## Formen der Wortkritik

Das Wort als prominenteste und im allgemeinen Bewusstsein am stärksten präsenste Manifestation der Sprache ist in der abendländischen Geistesgeschichte seit jeher ein Gegenstand nicht nur der Reflexion, sondern insbesondere auch der Kritik. Bereits bei den als Vorsokratiker bekannten Philosophen der griechischen Antike finden sich wortkritische Äußerungen, z. B. bei Demokrit, der Worte geringer bewertet als Taten<sup>1</sup>. Diese Einschätzung, einer der gängigsten Topoi der Wortkritik, der im Zusammenhang des Vorwurfs der Leerheit und Nichtigkeit sprachlicher Äußerungen näher zu behandeln ist, zeigt, dass der Ausdruck *Wort* hier keineswegs allein in der Bedeutung ›Lexem‹ (Plural: *Wörter*) zu berücksichtigen ist. Eine ebenso wichtige Rolle spielt die Bedeutung ›(aus mehreren Lexemen bestehende) sprachliche Äußerung‹ bzw. ›sprachliche Handlung‹ (Plural: *Worte*), sowie speziell im moral-kritischen Kontext die Sonderbedeutung ›Versprechen, Zusicherung‹. Daneben hat Wortkritik nicht nur eine an bestimmten einzelnen Wörtern oder Worten bzw. bestimmten Kategorien von Wörtern oder Worten orientierte systematische und pragmatische Dimension, sondern auch eine metaphysische (philosophische, theologische usw.). In diesem Sinne sind drei Formen der Wortkritik besonders zu betrachten: Kritik einzelner Wörter (Lexemkritik), Kritik des Sprachgebrauchs, der sprachlichen Äußerung (Parolekritik) und Kritik des Phänomens Wort bzw. Sprache überhaupt (Logoskritik).

## Lexemkritik

Einzelne Wörter geraten in verschiedenster Hinsicht ins Visier der Kritik. In vielen Fällen werden sie exemplarisch für ganze Wortschatzkategorien kritisiert bzw. umgekehrt: Sie werden deswegen kritisiert, weil sie zu bestimmten Wortschatzkategorien gehören. Gemeint sind damit solche

Gruppen von Wörtern, die in der einen oder anderen Weise vom alltäglichen Wortschatz der Gemeinsprache abweichen und dadurch Anstoß erregen: »Das Fremdartige, was in Sprachen in Betrachtung kommen kann, sind vornehmlich veraltete, provinzielle, ausländische und sprachwidrig gebildete neue Wörter, Bedeutungen und Formen. Die erste Art gibt die Archaismen, die zweyte die Provinzialismen, die dritte die Latinismen, Gallicismen, u. s. f. und die vierte endlich die Neologismen. Alle zusammen werden noch mit zu den Barbarismen gerechnet.« (J. Chr. Adelung: Ueber den deutschen Styl I. Berlin 1785, S. 84) Neben den hier genannten Wortkategorien sind als potentielle Gegenstände der Kritik noch niedrige Wörter und mehrdeutige Wörter zu nennen.

1. Fremdwörter werden in mehrfacher Hinsicht kritisiert. Drei Aspekte sind besonders hervorzuheben: die Frage nach der Verständlichkeit, nach der Notwendigkeit und nach der sprachsystematischen Affinität von Fremdwörtern. Ex negativo führt J. H. Schill (Der Teutschen Sprach Ehrenkrantz. Straßburg 1644, S. 313) genau diese drei Punkte an, wenn er die »Eigenschafften« von Fremdwörtern nennt, denen »das teutsche Burger-Recht ertheilt und vergonnt / dieselbe also in der teutschen Sprach geduldet vnd gelitten werden«: Sie müssen erstens »in unserer teutschen Sprach nicht können anderst gegeben werden / oder ohne Vmbschweiffung nicht füglich außzureden seyn«, zweitens müssen sie »bereits bey Jederman bekannt [seyn] / auch von denen / welche anderer Sprachen nicht kündig / verstanden werden«, und drittens müssen sie »teutsch geschriben / vnd teutsch geendet [d. h. flektiert] werden«.

Besonders häufig anzutreffen ist das Argument der Unverständlichkeit. Fremdwörter im öffentlichen Raum, so die gängige Argumentation, erschweren ein Zurechtfinden im Alltag; wer sich daher gegen ihren Gebrauch richtet, verbindet dies meist mit dem Anspruch auf Lebenshilfe. Dabei handelt es sich in der Regel um Lebenshilfe für andere, denn üblicherweise wird die Vermeidung von Fremdwörtern im Alltag von solchen Menschen gefordert, die selbst keinerlei Verständnisschwierigkeiten haben. Ein typisches Klischee ist die »Oma im Odenwald«, die nach Meinung der durchweg fremdsprachenkundigen Mitglieder des Vereins Deutsche Sprache (Region Bergstraße-Heidelberg-Odenwald) überfordert ist, wenn »das Billing Center der Telekom ihr einen German Call in Rechnung stellt« oder »wenn sie auf dem Bahnhof mal ein Klo sucht, aber nur Mc Clean findet und der Service Point belagert ist«.<sup>2</sup>

Diese fremdwortkritische Robin-Hood-Mentalität hat eine Tradition, die mindestens bis ins 17. Jahrhundert zurückreicht. Bereits der »Vnartig Teutscher Sprach-Verderber« (1643) verteidigt den gemeinen Mann gegen den Fremdwortgebrauch von Amtsschreibern, Juristen, Ärzten, Zeitungen usw. Unter anderem wird erzählt, ein Arzt habe einem magenkranken Patienten *Pillulen* (›Pillen‹) verschrieben, dieser aber habe *Pullulen* (›junge Hühner‹) verstanden und habe sich gezwungen, diese in gebratenem Zustand zu sich zu nehmen: »Allein ist hiebey zu

mercken / daß dieser krancke Mañ an diesen Pullulen hätte ersticken können / daran dann der Artzt schuldig gewesen / weil er nicht teutsch geredet / hätte er gesagt / es seyn sieben Kügelein / so hätte jener keine Pullulen geschlucket. [...] Dann es lasset sich nicht schertzen mit der Artzney / es gehet Leib vnd Leben an / darumb dann vnd insonderheit die Artzte sich wol vor frembden Wörtern hüten sollen / sonderlich bey gemeinen Leuten / die nur Teutsch verstehen.« (Sprach-Verderber 1643, S. 37)

Eine Sonderform der Unverständlichkeitskritik kann auftreten, wenn die Verwendung von Fremdwörtern zur Anspielung auf Bildungsinhalte konstatiert wird. Fremdwörter können Wissensappelle darstellen und haben dadurch sozial integrierende bzw. ausgrenzende Funktion. In Bezug auf letztere können sie dann von denen kritisiert werden, die sich ausgegrenzt fühlen – wobei es sich hier keineswegs nur um Menschen von geringerer Bildung handeln muss, wie ein Blick in die *Welt* lehrt. Diese Tageszeitung gab ihrer Nachruf-Rubrik einen klangvollen Titel und erhielt daraufhin folgende Leserschrift: »Sicher haben Sie nicht bedacht, welche häuslichen Katastrophen Ihr offenbar grenzenloses Vertrauen in die fundierte humanistische Bildung Ihrer Leserschaft heraufbeschwören kann? Sie haben zur neuen Seitenüberschrift ›Obituarien‹ gewählt. Das löste hier nicht nur eine ungesunde Unterbrechung des Frühstücks aus, sondern führte auch zu einer recht verletzenden Diskussion über meine Allgemeinbildung! [...] Sie sollten den Begriff [...] Günther Jauch anbieten, vielleicht für die 500 000-Mark-Frage.« (Die Welt, 21. 04. 2001, S. 7)

Ebenfalls häufig zu beobachten ist das Argument der Unnötigkeit, d. h. die Behauptung, ein Sachverhalt könne mit indigenen Wörtern ebenso gut zum Ausdruck gebracht werden wie mit einem entsprechenden Fremdwort: »In der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts unter Karl V. wanderten [...] sehr viele spanische Ausdrücke zu uns herüber, die wir nachmals zum Glück größtentheils wieder ausgestossen haben. Und eben so haben sich itzt schon hie und da manche englische Wörter unnötiger Weise eingeschlichen, z. E. Humor, Spleen, Sneer u. s. w.« (Gedike 1779, S.397). Mit dem Vorwurf der Unnötigkeit verbunden ist oft der Vorwurf der mangelnden sprachsystematischen Affinität, die vor allem in ästhetischer Hinsicht bewertet wird. Kritisiert werden diejenigen, die »ein Handwerck darauß machen / der vollkommenen Teutschen Sprach allerhand frembde Wörter beyzuflicken / und durch solche unnöthige Ankleydung dieselbige mehr verstellen / als zieren« (Grimmelshausen 1673, S. 51). Die Engführung der beiden Argumente zeigt sich bei Gedike (1779, S. 400): »Weg [...] mit allen ausländischen Wörtern, die nicht Bedürfnis entweder der Nothdurft oder der Schönheit rief.«

Was ein Fremdwort ist, entscheidet im Übrigen die Perspektive. In Conrad Ferdinand Meyers Erzählung »Der Schuß von der Kanzel« gebraucht der orientalische Diener des Generals Wertmüller das Schimpfwort *Schweinehund*. Doch nicht dies bietet den braven Schweizer Landeskinder, an die es adressiert ist, Anlass zum Unmut, son-

dern die Tatsache, dass es sich um ein hochdeutsches Schimpfwort, mithin sozusagen um ein Fremdwort handelt: »Nun frage ich: woher hat der Mohr das fremde Wort? Hier sagt man sich auch wüst, aber nicht so. [...] Der Wertmüller bringt die hochdeutschen, fremdländischen Wörter ins Land, der Staatsverräter!« (Meyer 1877, S. 84)

2. Die Kritik veralteter und neu eingeführter Wörter erfolgt vielfach in einem Atemzug. So ereifert sich Grimmelshausen (1673, S. 51) über die »ungereimte Quackeley« mancher Autoren, die »das alt Teutsch [...] reformiren« wollen, indem sie »[n]agelneue von ihnen selbst erfundne / oder [...] alte verlegene [un]gebräuchlich gewordene« vor 1000. Jahren abgangaene Wörter mit Gewalt wider einführen«.

Die Neologismenkritik steht im Zusammenhang mit der Kritik unverständlicher Ausdrucksweise. Demnach soll man sich keiner »gantz neu erdachter Wörter befeissigen / am wenigsten aber solche selbst erdencken / welches jedoch itziger Zeit vornemlich im Teutschen ein gemeiner Irrthum ist / also gar / daß mancher ein Teutsch Buch schreibet / zu welchem er einen *Commentarium* setzen muß damit ihn nur seine Teutsche Mitnachbarn verstehen können [...].« (D. Richter: *Thesaurus Oratorius Novus*. Nürnberg 1660, S. 105)

Manche Autoren empfehlen die Vermeidung bzw. die zurückhaltende Verwendung von Neologismen ausdrücklich nur für bestimmte Textsorten – z. B. für den Kanzleistil (J. Chr. Adlung: *Ueber den Deutschen Styl II/III*. Berlin 1785, S. 73) – bzw. in Abhängigkeit von der Verwendungssituation oder vom Adressaten: »Neugemachte Wörter in Schriften an Leute, die vor unsern Zeiten studiert, brauchen wollen, dürfte einen Liebhaber derselben leicht unter die Zahl derer setzen, die mit Fleiß affectiren.« (D. Peucer: *Anfangs-Gründe der Teutschen Oratorie*. Bautzen 1765, S. 54)

Selbst dort, wo Neologismen prinzipiell für zulässig erklärt werden, gelten sie als Notlösung: »Wenn alle Stricke reissen / und weder *Tropus* noch *Epitheton* helfen will / ist einem Redner unverwehret / ein neues Wort nach Eigenschaft ieder Sprache zu formiren; doch / daß man eben nichts sonderliches draus mache / und seine *Onomatopæiam* oder Worterfindung lieber mit einer demüthigen Geberde entschuldige / als mit einer hoffärtigen Mine zur Admiration recommendire.« (Longolius 1715, S. 108 f.) Insbesondere die Tradition sollte, wo möglich, gewahrt bleiben: »Vornehmlich sollte man sich, ehe man ein neues Wort münzte, vorher genau umsehen, ob man nicht ein unverdienter Weise veraltetes Wort zu Bezeichnung des Begriffs finden könne.« (Gedike 1779, S. 411 f.). Oder mit anderen Worten: »[N]eue Bezeichnungen, ihrer Natur und Anlage gemäss, erfinden, kann selten etwas anderes seyn, als vernachlässigte vom Scheintode wieder erwecken und auffrischen« (Voß 1804, S. 309).

Archaismen erscheinen demnach im Vergleich mit den Neologismen als weniger problematisch. Doch auch vor ihnen wird gewarnt. Dabei stehen neben dem Aspekt der

Verständlichkeit auch ästhetische Kriterien im Vordergrund. Nach Buchner (1663, S. 65) soll die Verwendung von veralteten Wörtern »mit Bescheidenheit [...] und selten geschehen«, da »sonst die Rede unverständig uñ unanmutig wird / welches beides allezeit zu meiden«, und Gottsched (1759, S. 303) hält es auch für rhetorisch nicht »rathsam«, Archaismen »in seinen Reden zu gebrauchen, wenn sie nicht mehr gewöhnlich sind [...]. So nachdrücklich manche veraltete Redensart zu ihrer Zeit geklungen haben mag; so rauhe und dunkel kömmt sie uns heute zu Tage vor«.

3. Die Ablehnung von Neologismen kann zu einem Problem führen, das insbesondere die aufklärerische Sprachreflexion hervorhebt, zur Mehrdeutigkeit von Wörtern: »[S]ollen etwa alle neue Begriffe nicht mit neuen Zeichen ausgedrückt, sondern nur den schon vorhandnen eingepöpft werden? Leider ist dies nur zu oft schon geschehen. So entstehn eine Menge homonymischer Ausdrücke. [...] Reichthum an solchen Ausdrücken mit vielen Bedeutungen ist ein Fehler, den freilich jede Sprache hat [...]; aber dennoch ein Fehler, den man – wenigstens nicht vermehren muß.« (Gedike 1779, S. 390)

Rationalismus und Aufklärung vertreten ein Ideal der sprachlichen Deutlichkeit (vgl. hierzu Reichmann 1992) und verurteilen Polysemie und Homonymie als sachlich unangemessen und verständlichkeitshindernd. Nach John Locke (1690, S. 101) besteht die »Unvollkommenheit der Wörter [...] in der Zweifelhaftheit oder Zweideutigkeit ihrer Bedeutung«. Denn da »der Hauptzweck der Sprache bei der Mittheilung darin besteht, daß man verstanden werde, so eignen sich jene Wörter nicht gut für diesen Zweck [...], die beim Hörer nicht eben dieselbe Idee erwecken, die sie im Geist des Redenden vertreten« (ebd.).

Verständlichkeit wird allerdings nicht nur gegenüber dem Kommunikationspartner gefordert, sondern hat auch eine sprecherzentrierte Perspektive. Man muss mit anderen Worten nicht nur von anderen verstanden werden, sondern auch sich selbst verstehen: »Bedenken wir, wieviele von den Trugschlüssen, mit denen die Menschen sich selbst und anderen Sand in die Augen streuen [...], auf Kosten der Wörter und ihrer unsicheren und mißverstandenen Bedeutung gehen!« (Locke 1690, S. 117) Dabei bleibt die Argumentation nicht lediglich pragmatisch orientiert, sondern wird moralisch überhöht: »Ich neige zu der Annahme, daß, wenn man die Unvollkommenheiten der Sprache als des Instruments gründlicher erwägen wollte, ein großer Teil der Streitigkeiten, die in der Welt so viel Lärm verursachen, von selbst aufhören würde. Somit würde dann auch der Weg zur Erkenntnis, wie vielleicht auch der Weg zum Frieden, viel offener vor uns liegen, als es jetzt der Fall ist.« (ebd., S. 117 f.)

Im Umkehrschluss kann die Verwendung mehrdeutiger Wörter auch unter moralischem Aspekt kritisiert werden: »Nur dem Witzigen und Sophisten kann unnütze Vieldeutigkeit der Ausdrücke angenehm sein; jenem als eine Fundgrube zu witzigen und aberwitzigen Wortspielen, diesem als eine Brustwehr für seine Spizfindigkeiten und Paralogis-

men. Welchem Kenner der philosophischen und kirchlichen Geschichte ist's unbekannt, wie viele bittere Zänkereien und Federkriege versteckt bloß daher rührten, weil dies oder jenes Wort mehr als eine Bedeutung in der Sprache hatte, in welcher man focht?« (Gedike 1779, S. 390)

4. Provinzialismen und Dialektwörter werden ähnlich wie Fremdwörter unter verschiedenen Aspekten kritisiert (vgl. hierzu auch Reichmann 1993). Sie entsprechen erstens nicht den Regeln der einheitlichen und allgemeinen Leitvarietät; von der »in den Dialectis sich auf unsägliche Weise anfindende[n] Ungewisheit« (Schottelius 1663, S. 158), vom regellosen »Ungrund« (ebd., S. 159), vom »fehlerhaften Provinzialgebrauche« (Müller 1754, S. 355) wird gesprochen. Zweitens werden Dialektalismen an der Idealvorstellung einer einheitlichen und allgemeinen Leitvarietät gemessen und in dieser Hinsicht als kommunikationshindernd eingeschätzt: »Es sind [...] in der deutschen Sprache viel Dialecti, unterschiedne Art zu reden, daß oft Einer den Andern nicht wol versteht, wie Bayern Sachsen etc. nicht verstehen [...]; ja, die Bayern verstehen bisweilen einer den andern nicht recht, was grobe Bayern sind« (Luther 1538, S. 79). Als Kommunikationsbarriere werden Dialekte bis in die Gegenwart gesehen: »Die Grundschullehrerin meiner Tochter erlaubt den Kindern im Unterricht Dialekt zu sprechen. [...] Ich finde, die Kinder müssen in der Schule die Gemeinsprache lernen, sonst haben sie später Schwierigkeiten, sich verständlich zu machen, weil viele Dialektwörter anderswo unbekannt sind.«<sup>3</sup> – Dialektausdrücke werden drittens als unästhetisch und pöbelhaft angesehen und können dadurch beim Hörer Unbehagen, ja Abscheu hervorrufen. Eine bezeichnende Episode findet sich in Karl Philipp Moritz' Bildungsroman »Anton Reiser«: »In dem Dorfe [...], wo er einkehrte, hatte er [...] auf seiner Streu sehr unruhige Nachbarn. Dies waren nehmlich Fuhrleute, die von Zeit zu Zeit aufstanden und sich in einem sehr groben Dialekt miteinander unterhielten, worin besonders ein Wort vorkam, das höchst widrig in Reisers Ohren tönte und immer mit einer Menge von häßlichen Nebenideen für ihn begleitet war: die Bauern sagten nehmlich immer: *er quam* anstatt *er kam*. Dieses *quam* schien Reiser'n ihr ganzes Wesen auszudrücken; und alle ihre Grobheit war in diesem *quam*, das sie immer mit vollen Backen aussprachen, gleichsam zusammengedrängt. I Kaum daß Reiser ein wenig eingeschlummert war, so weckte ihn dies verhaßte Wort wieder auf, so daß diese Nacht eine der traurigsten war, die er je auf einer Streu zugebracht hatte. Als der Tag anbrach, sahe er die schwammigten, aufgedunsenen Gesichter seiner Schlafkameraden, welche vollkommen mit dem *quam* übereinstimmten, das ihm noch in den Ohren gellte, als er den Gasthof schon verlassen hatte und nun am frühen Morgen mit starken Schritten auf Gotha zuwanderte.« (Moritz 1790, S. 438 f.)

In »Dichtung und Wahrheit« bemerkt Goethe (1812, S. 58) selbstkritisch, dass Dialektausdrücke »öfters derb« sind und dem Dialektsprecher »manchmal etwas mit unterlaufen [mag], was gegen ein zarteres Ohr sich anstößig erweis't«. Daher eignen sich Dialektwörter nicht für die

Literatur, insbesondere nicht für das Theater: »Wenn mitten in einer tragischen Rede sich ein Provinzialismus ein-drängt, so wird die schönste Dichtung verunstaltet und das Gehör des Zuschauers beleidigt.« (Goethe 1803, S. 139)

5. Hinsichtlich des zuletzt genannten Gesichtspunktes können Dialektalismen als Unterkategorie der sogenannten niedrigen Wörter gelten. Darunter werden Wörter verstanden, die symptomfunktional (indem sie Sprechergruppen bzw. Textsorten von geringer Reputation zugeschrieben werden) oder darstellungsfunktional (indem sie etwas als anstößig oder unanständig Empfundenes bezeichnen) den unteren Stilebenen zuzuordnen sind. Die Kritik an dieser Wortkategorie ist in besonderem Maße zeitabhängig. Während beispielsweise das 16. Jahrhundert Kraftausdrücke und Grobianismen nicht nur duldet, sondern sogar schätzt, sind sie im Galanteriewesen des 17. und 18. Jahrhunderts und im Bildungsbürgertum des 19. Jahrhunderts verpönt. Man legt Wert auf Schicklichkeit und gute Umgangsformen, und so dürfen insbesondere Wörter, die in der höheren Dichtung Verwendung finden sollen, »nichts [...] niedriges und pöbelhaftes im Gebrauch an sich haben« (Bürger 1771, S. 8). J. H. Campe erklärt, er wolle aus seinem »Wörterbuch der Deutschen Sprache« (Teil 1, Braunschweig 1807) alles ausschließen, »was pöbelhaft ist, folglich von gesitteten Menschen, weder gesprochen noch geschrieben wird« (ebd., S. VIII). Da er sich jedoch klar darüber ist, dass niedrige Wörter sowohl in der Literatur als im täglichen Leben Verwendung finden können, sieht er sich gezwungen, etliche davon doch aufzunehmen. Er kennzeichnet sie indes durch Angabe-symbole und unterscheidet dabei einerseits »[n]iedrige, aber deswegen noch nicht verwerfliche Wörter« wie »Schnickschnack« und »beschlabbem«, die immerhin »in der geringern (scherzenden, spottenden, launigen) Schreibart, und in der Umgangssprache brauchbar sind« (ebd., S. XXI), andererseits solche, »die ans Pöbelhafte grenzen, und deren man sich daher, sowohl in der Schriftsprache, selbst in der untern, als auch in der bessern Umgangssprache, enthalten sollte«, z. B. »Freßsack«, »Lausekerl« und »Rotznase« (ebd.). Dass sie überhaupt ins Wörterbuch aufgenommen werden, begründet Campe dadurch, dass sie »in Bühnenstücken, wie im gemeinen Leben, wiewol nur in dem Munde ungebildeter Personen, vorkommen«.

Im späten 20. Jahrhundert, in dem ein zunehmender Ausgleich zwischen geschriebener und gesprochener Sprache und damit zugleich zwischen gehobener Sprache und Umgangssprache stattfindet, ist wieder eine größere Akzeptanz zu beobachten. Wörter, die zuvor als derb, schmutzig oder unanständig empfunden wurden, verlieren diese Markierung nach und nach und werden salonfähig. »Die Tatsache, daß vor allem seit 1945 die Sprache der Unterschicht in den engeren Bereich der Umgangssprache vorge-dungen ist und weiterhin vordringt, ist unverkennbar«, konstatiert Küpper (1966, S. 14). »Prostituiertenvokabeln, Verbrecherausdrücke und dergleichen sind heutzutage mehr als eine Modesache – sie haben sich eingemistet.« (ebd.). Anfang der 1980er Jahre wirft Schlosser (1982, S. 57)

die Frage auf: »Wie stehen wir heute zu den Schelten, Vulgarismen, Slangausdrücken, die inzwischen sogar »dudenreif« geworden sind? Der »Neogrobianismus« hat inzwischen auch die Medien so sehr überflutet, daß seine Stilwirkung angezweifelt werden muß. [...] Die heutigen sprachlichen Grobiane [...] rennen nur noch offene Türen ein und haben sich inzwischen selbst um die Wirkung heilsamer Provokation gebracht.«

## Parolekritik

Kritik sprachlicher Äußerungen ist pragmatisch orientierte Wortkritik: Sie orientiert sich weniger an bestimmten, einem Wort per se zugeschriebenen Qualitäten, sondern vielmehr an seinem Gebrauch, ist mithin »eigentlich nicht »Sprachkritik«, sondern Sprecherkritik« (Schlosser 2000b, S. 289). Beispielsweise wurde 1994 zum »Unwort des Jahres« der Ausdruck *Peanuts* gewählt. Dabei wurde nicht das Wort selbst kritisiert, sondern die in seiner Verwendung sich manifestierende Haltung. *Peanuts* (»Kleinigkeiten«) nannte Hilmar Kopper, der Vorstandssprecher der Deutschen Bank, einen Verlust von rund 50 Millionen Mark im Zusammenhang mit dem Kreditbetrug des Bauunternehmers Jürgen Schneider. Sachlich gesehen mag der Ausdruck aus der Sicht eines die Spekulation mit Milliardenbeträgen gewohnten Bankers sogar durchaus angemessen sein. Die Äußerung wurde indes von vielen mittelständischen Unternehmern als arrogant und zynisch aufgefasst, die sich durch den Schneider-Bankrott in ihrer Existenz bedroht sahen. Bei ihnen ging es jeweils um weit geringere Beträge als um die Millionen, die Kopper mit einer Handbewegung abtat.

Der Plural von *Wort* im Sinne der Parolekritik lautet indes nicht allein *Wörter*, sondern auch *Worte*. Gemeint sein können alle sprachlichen Äußerungen, »welche die Erfordernisse sachlicher Angemessenheit und humanen Miteinanders [...] verfehlen« (Schlosser 2000a, S. 115). Dazu gehören insbesondere unaufrichtige und verschleiernde Äußerungen<sup>4</sup> sowie beleidigende und Gefühle verletzende Äußerungen<sup>5</sup>. Auch alles und nichts sagende Phrasen im Sinne von Uwe Pörksens »Plastikwörtern« (s. hierzu Pörksen 1993) können kritisiert werden.

Deutlich zu unterscheiden von dieser Art der Wortkritik ist jede Art der Sachkritik – so etwa, wenn als Unwort des Jahres *Ausländerfeindlichkeit* oder *Diätenerhöhung* vorgeschlagen werden, weil die damit zum Ausdruck gebrachten Sachverhalte negativ beurteilt werden (Schlosser 2000b, S. 289).

## Logoskritik

Auch aus philosophischer bzw. theologischer Sicht kann Wortkritik geübt werden. Interessant ist dabei weniger eine philosophisch bzw. theologisch motivierte Kritik an kon-

kreten Wörtern oder Worten, sondern vielmehr Kritik an »dem Wort«, insofern es für die menschliche Sprache, deren Funktionen und Leistungen steht.

Ein Locus classicus der Logoskritik in der deutschen Literatur ist die Studierzimmerszene in Goethes »Faust I«, in der Faust den Anfang des Johannesevangeliums zu übersetzen vornimmt: »Geschrieben steht: ›im Anfang war das Wort!‹ | Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort? | Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen, | Ich muß es anders übersetzen, | Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.« (Goethe 1808, S. 62 f., V. 1224 ff.) Faust erwägt nacheinander, das Wort *logos* durch *Sinn* und *Kraft*<sup>6</sup> zu übertragen, entscheidet sich aber zuletzt für *Tat*. Dieser fundamentale Zweifel an der schöpferischen Kraft des Wortes ist zugleich ein Zweifel an der Übereinstimmung von Sprache und metaphysischer Realität. Das Wort kann demnach die Wirklichkeit in ihrem Wesentlichen nicht adäquat fassen und ist eben deshalb beliebig: »Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott! | Ich habe keinen Namen | Dafür! Gefühl ist alles; | Name ist Schall und Rauch, | Umnebelnd Himmelsglut.« (ebd., S. 174, V. 3454 ff.).

Fausts Wortskepsis im Zusammenhang mit den letzten Dingen wird von Mephistopheles ironisch als eine Skepsis am Realitätsbezug des Wortes überhaupt gedeutet. Auf die Erkundigung des Gelehrten nach seinem Namen entgegnet der fahrende Scholar: »Die Frage scheint mir klein | Für einen, der das Wort so sehr verachtet, | Der, weit entfernt von allem Schein, | Nur in der Wesen Tiefe trachtet.« (ebd., S. 66, V. 1327 ff.).

Der Wunsch, den Dingen auf den Grund zu gehen und gewissermaßen unter Umgehung der Sprache zu ihnen direkt vorzudringen, beseelt im übrigen nicht nur Goethes Faust. Auch in Grabbes Drama »Don Juan und Faust« führen der Wissenschaftler und sein diabolischer Assistent ein Gespräch verwandten Inhalts. Der als Ritter auftretende Teufel enttäuscht den Gelehrten durch die Eröffnung, er könne die wesentlichen Aspekte dem Sterblichen nicht begreiflich machen. »FAUST. Weshalb nicht? | DER RITTER. Weil sie *jenseits* | Der *Sprache* liegen. Nur was ihr in *Worte* | Könt fassen, könnt ihr *denken*. | FAUST. Wie? die Sprache | Wär größer als der Mensch? | DER RITTER. Sie ists! | FAUST. Gefühl und Sehnsucht, alle die sprachlosen | Empfindungen, die gleich Gewitterschauern uns | Durchbeben – Was sind sie? | DER RITTER. Nur Nebel, Nebel! | Was sprachlos ist, ist ohne Sinn und Klarheit!« (Grabbe 1829, S. 412).

Diese bemerkenswerte metakritische Sichtweise bleibt gleichwohl im Horizont der Wortkritik: Die Sprache ist größer als der Mensch, aber eben weil sich dies so verhält, ist der Mensch klein und unvermögend gegenüber dem Absoluten.

#### Literatur

Buchner, August (1663): Kurzer Weg-Weiser zur Deutschen Tichtkunst. Jena. Fotomech. Nachdr. Leipzig 1977.

- Bürger, Gottfried August (1771): Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Uebersetzung des Homer, nebst einigen Probefragmenten. In: Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. Hrsg. v. Christian Adolf Klotz. Bd. 6. Halle, S. 1–41.
- Förster, Uwe (1982): Maskeraden im Gegenwartsdeutsch. Zur Stillfarbe im Sprachgebrauch. In: Muttersprache 92, S. 316–336.
- Gedike, Friedrich (1779): Gedanken über Purismus und Sprachbereicherung. In: Deutsches Museum, 2. Bd., S. 385–416.
- Goethe, Johann Wolfgang (1803): Regeln für Schauspieler. Zit. n. Goethe, WA I/40, S. 139–168.
- Goethe, Johann Wolfgang (1808): Faust. Eine Tragödie. Zit. n. Goethe, WA I/14.
- Goethe, Johann Wolfgang (1812): Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. [...] Zweyter Theil. Zit. n. Goethe, WA I/27.
- Goethe, Johann Wolfgang (1888–1919): WA + Abt./Bd. = Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar.
- Gottsched, Johann Christoph (1759): Ausführliche Redekunst. Zit. n. Johann Christoph Gottsched. Ausgewählte Werke. Hrsg. v. P. M. Mitchell. Bd. 7/1: Ausführliche Redekunst. Erster, allgemeiner Theil. Bearb. v. Rosemary Scholl. Berlin/New York 1975.
- Grabbe, Christian Dietrich (1829): Don Juan und Faust. Eine Tragödie in vier Akten. Zit. n. Christian Dietrich Grabbe. Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe in 6 Bänden. Hrsg. v. der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Bearb. v. Alfred Bergmann. Werke Bd. 1. Emsdetten (Westf.) 1960, S. 415–513.
- Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von (1673): Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräg mit seinem Teutschen Michel. Hrsg. v. Rolf Tarot. Tübingen 1976.
- Küpper, Heinz (1966): Wörterbuch der deutschen Umgangssprache. Bd. 4: Berufsscheitlen und Verwandtes. Hamburg.
- Locke, John (1690): An Essay concerning Human Understanding. Zit. n. John Locke. Versuch über den menschlichen Verstand. Bd. 2. Hamburg 1988. [Übersetzung: C. Winckler.]
- Longolius, Johann Daniel (1715): Einleitung zu gründlicher Erkenntniß einer jeden / insonderheit aber Der Teutschen Sprache. Bautzen.
- Luther, Martin (1538): Tischreden. Zit. n. D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Tischreden. 4. Bd. Weimar 1916.
- Meyer, Conrad Ferdinand (1877): Der Schuß von der Kanzel. Zit. n. Conrad Ferdinand Meyer. Sämtliche Werke. Hist.-krit. Ausg. besorgt v. Hans Zeller und Alfred Zäch. Bd. 11. Bern 1959, S. 75–130.
- Moritz, Karl Philipp (1790): Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. 4. Teil. Zit. n. Karl Philipp Moritz. Werke in zwei Bänden. Hrsg. v. Heide Hollmer u. Albert Meier. Bd. 1. Frankfurt a. M. 1999, S. 413–518.
- Müller, Carl Gotthelf (1754): Entwurf eines brauchbaren teutschen WörterBuchs. In: Schriften der Teutschen Gesellschaft zu Jena aus den schönen Wissenschaften, Hrsg. v. Carl Gotthelf Müller. Jena 1754, S. 341–359.
- Pörksen, Uwe (1993): Plastikwörter. Über den Bedeutungsverlust naturwissenschaftlich geprägter Alltagsbegriffe. In: Wörter und Unwörter. Sinniges und Unsinniges der deutschen Gegenwartsprache. Hrsg. v. der Gesellschaft für deutsche Sprache. Niederrhausen/Ts., S. 116–130.
- Reichmann, Oskar (1992): Deutlichkeit in der Sprachtheorie des 17. und 18. Jahrhunderts. In: Verborum Amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache. Festschrift für Stefan Sonderegger zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Harald Bur-

- ger / Alois M. Haas / Peter von Matt. Berlin/New York, S. 448–480.
- Reichmann, Oskar (1993): Dialektale Verschiedenheit: zu ihrer Auffassung und Bewertung im 17. und 18. Jahrhundert. In: Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch. Hrsg. v. Klaus J. Mattheier / Klaus-Peter Wegera / Walter Hoffmann / Jürgen Macha / Hans-Joachim Solms. Frankfurt a. M. u. a., S. 289–314.
- Schlosser, Horst-Dieter (1982): Aus der GfdS. Zweig Frankfurt am Main. In: Der Sprachdienst 26, S. 57–58.
- Schlosser, Horst-Dieter (2000a): Lexikon der Unwörter. Gütersloh.
- Schlosser, Horst-Dieter (2000b): 525 Jahre »Unwort«. Gesamt-, West- und Ostdeutsches im Spiegel der Sprachkritik. In: Eichhoff-Cyrus, Karin M./Rudolf Hoberg (Hrsg.): Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall? Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich, S. 289–301.
- Schottelius, Justus Georg (1663): Ausführliche Arbeit Von der Teutschen Haubtsprache. Hrsg. v. Wolfgang Hecht. 2 Teile. Tübingen 1967.
- Sprach-Verderber* (1643): Der Vnartig Teutscher Sprach-Verderber. Beschrieben Durch Einen Liebhaber der redlichen alten teutschen Sprach. Ohne Ort.
- Stickel, Gerhard (1999): Zur Sprachbefindlichkeit der Deutschen. Erste Ergebnisse einer Repräsentativumfrage. In: Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit. Hrsg. v. Gerhard Stickel. Berlin/New York, S. 16–44. (=IDS-Jahrbuch 1998.)
- Voß, Johann Heinrich (1804): Deutsche Sprachkunde. Altona, b. Kaven: Grammatiche Gespräche von Klopstock: 1794. 360 S. 8. (Eingeschlossen ein Urtheil über Adelungs Wörterbuch.). In: Jenaische Allgemeine Literaturzeitung, S. 186–208 u. S. 306–343 (Num. 24–26 u. 39–43).
- Wicchers, Silke (1996): Der Sprachberatungsdienst der Gesellschaft für deutsche Sprache (Wiesbaden). Darstellung der schriftlichen Sprachberatung 1985–1994. Tübingen (unveröffentl. Magisterarbeit).

#### Anmerkungen

- <sup>1</sup> »Tüchtige Werke und Taten, nicht Worte soll man erstreben« (Demokrit, Fragm. 55).
- <sup>2</sup> Rhein-Neckar-Zeitung (30.01.2001); ebenfalls unter: <http://home.debitel.net/user/thomgeist/vds69.html> (22. 4. 2001).
- <sup>3</sup> Sprachberatungsarchiv der Gesellschaft für deutsche Sprache, Wiesbaden, Aktenzeichen DA 27245 (April 2001).
- <sup>4</sup> Eines der bekanntesten Beispiele ist der Ausdruck *ethnische Säuberung*, der verhüllend für die Gräueltaten verschiedener Bürgerkriegsparteien im ehemaligen Jugoslawien seit Beginn der 1990er Jahre steht. »Hier wurde bereits in den Originalsprachen Serbisch und Kroatisch ein Bild aus der Hygiene missbraucht und durch das Attribut »ethnisch« auf einen pseudowissenschaftlichen Sockel gehoben. Dass deutsche Medien diese eigentlich durchschaubare Propagandaformel sehr häufig ohne jede Distanzierung wiedergaben, machte den Begriff auch zum Gegenstand deutscher Sprachkritik.« (Schlosser 2000a, S. 107)
- <sup>5</sup> Gemeint sein können u. a. religiöse Gefühle, so wenn der *Spiegel* Papst Johannes Paul II. als *JP2* bezeichnet und seitens der Sprachkritik empört konstatiert wird, dass »ein nicht gerade klerusfreundliches Magazin [...] das Oberhaupt von 700 Millionen Katholiken mit einem kumpelhaften Kürzel anredet« (Förster 1982, S. 333).
- <sup>6</sup> Eine Rechtfertigung dafür könnte 1. Kor. 4,20 bieten: Nicht im Wort besteht die Herrschaft Gottes, sondern in der Kraft. Vgl. auch 1. Thess. 1,5: Das Evangelium wird gepredigt »nicht allein im Wort, sondern auch in der Kraft und in dem heiligen Geist«.

Der Autor ist Assistent am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg.